

K 1916. 12. 010

Krieg und Wirtschaftsleben.

Rede

von

Dr. jur. Georg Mollat,

Syndikus der Handelskammer
und Geschäftsführer des Berg- und Hüttenmännischen Vereins
zu Siegen.

Neunte Auflage.

Achzehntes und neunzehntes Tausend.

Mit einer Beilage

(Festsprachen über Königin Luise und Kaiser Wilhelm II.).



Siegen,

Selbstverlag von Dr. Mollat,

1916.

Aus den Besprechungen.

Essener Generalanzeiger vom 23. Juli 1915. In einer Licht und Wärme verbreitenden, im besten Sinne volkstümlichen Schreibweise entwirft der Verfasser das Gesamtbild unserer Volkswirtschaft und ihrer allseitigen sieghaften Widerstandsfähigkeit im Weltkrieg. Mit Recht widmet er im Angesicht dieses glanzvollen Ergebnisses dem klassischen Schöpfer unserer neu-deutschen Wirtschaftspolitik, Friedrich List, eindringliche Worte ehrfürchtigen Bedenkens. Die kleine Schrift gehört zu dem Klarsten und Treffendsten, was in unserer Zeit über das für die Entscheidung des Weltkrieges grundlegende Thema geschrieben oder gesprochen worden ist. (Hauptschriftleiter Dr. Winter in Essen.)

Bundesblatt vom 15. September 1915. Jeder Deutsche hat wohl unter den heutigen ernsten Weltverhältnissen Veranlassung, sich mit wirtschaftlichen Fragen zu befassen. Da ist es denn sehr nützlich, eine Schrift einzusehen, die in Kürze und in gemeinverständlicher Fassung das wichtigste mitteilt, was auf das Wirtschaftsleben des deutschen Vaterlandes Bezug hat. Der Verfasser der vorliegenden Broschüre gibt in dieser ein vortreffliches Bild der Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens unseres Staatswesens und teilt eine Fülle von wertvollen statistischen Daten über den Handel, den Gewerbebetrieb und die Finanzen Deutschlands mit, und zwar in so klarer Weise, daß auch jeder Laie die Ausführungen des Verfassers ohne Schwierigkeit verstehen kann. Wir können daher diese Schrift unseren Lesern auf das wärmste empfehlen.

Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen vom 20. Oktober 1915. Es ereignet sich nicht allzu häufig, daß eine aus besonderem Anlaß gehaltene Rede innerhalb weniger Monate die 6. Auflage erlebt. Das ist ihre beste Empfehlung. Und in der Tat, wer sich ein Bild von der Entwicklung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse vor und während dem Kriege machen, wer erfahren will, wie wir in diesem Weltkriege ohne Vorbild, umgeben von englischer Handelseifersucht, französischer Rachsucht, russischer Eroberungslust, wirtschaftlich nicht nur ungebeugt, sondern im höchsten Grade achtungsgebietend dastehen, der lese die Mollatsche Schrift. „Man muß den Mut haben, an eine große Nationalzukunft zu glauben, und in diesem Glauben vorwärtschreiten“, diese Worte Friedrich Lists, des großen, von Mollat ganz besonders verehrten Neutlinger Volkswirts, stehen als Beileitwort an ihrer Spitze und als Schlusswort an ihrem Ende. Sie sollen ein Mahnwort bleiben für alle Deutschen, in erster Linie aber für diejenigen, die auf dem Gebiete von Industrie, Handel, Verkehr und wo es sonst sei, berufen sind, mitzuarbeiten an Deutschlands wirtschaftlicher Entwicklung trotz schwerer Kriegsnot. (Oberregierungsrat Dr. Firnhaber, Marburg.)



Man muß den Mut haben, an eine große Nationalzukunft zu glauben, und in diesem Glauben vorwärtschreiten.

Friedrich List.

Diese Rede wurde am 18. März 1915 in Siegen gehalten. Ihr Wortlaut ist auch in der 9. Auflage (Anfang März 1916) im wesentlichen unverändert geblieben; nachträgliche Zusätze sind als solche ausdrücklich bezeichnet.

Wir halten durch!

So strahlend wie der lachende Tag,
So kraftvoll wie Adlers Flügelschlag,
So stolz wie die Tanne auf einsamer Höh',
So rein wie der Berge blauer See, —
So rauscht Alldeutschlands gewaltiger Chor
Majestätisch dahin, und in unserem Ohr
Klingt immer wieder das truhige Wort,
Das sich fortpflanzt von Ort zu Ort:
Wir halten durch!

Es gab eine Zeit, die sich schwenkte im Tango,
Eine Zeit, in der das geistige Manko
Auch im Lande eines Schiller und Goethe
Ward immer größer. Da kracht in die Öde
Befreiend hinein der erste Schuß.
Nun wehe dir, Engländer, Franzmann und Russ!
Der Michel muß seiner Haut sich wehren,
Und das „Stirb und Werde!“ kommt wieder zu Ehren:
Wir halten durch!

Im feurigen Wagen fährt es einher,
Wie ein Sturmwind braust es, und riesenschwer
Liegt's uns auf der Seele, als wollt' alles Leben
Entflieh'n und die ganze Erde erbeben, —
Und dann ein sanftes Säufeln,
Ein leichtes Wellenkrauseln,
Ein stilles, seliges Ahnen und Hoffen:
Der Himmel des Friedens steht wieder offen.
Wir hielten durch!

Möge Gott der Herr mit starker Hand
Schützen und Schirmen unser Land
Auch in Zukunft; möge aus blutiger Saat
Reiche Frucht uns erwachsen, ein neuer Staat,
Ein verjüngtes Deutsches Reich sich erheben,
Zum Segen der Menschheit, zu blühendem Leben, —
Dann werden noch in den fernsten Tagen
Unsere Kindeskinde singen und sagen:
Wir halten durch!

Siegen, am 30. November 1915.

Verehrte Anwesende!

Meine Damen und Herren!

Am 15. Juni 1913 waren, wie Sie wissen, 25 Jahre verfloßen, seitdem Wilhelm II., als Nachfolger seines unvergeßlichen Vaters, des edlen Dulders Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen wurde. In Wort und Schrift, in Reden und Ansprachen, in Aufsätzen und Abhandlungen, wurde Wilhelm II. damals vornehmlich als Friedensfürst gefeiert, und das mit vollem Rechte. Denn unter seiner gesegneten Regierung haben Künste und Wissenschaften, haben Landwirtschaft, Gewerbe, Handel und Industrie, hat unser ganzes Verkehrsleben, das Bank-, Geld- und Kreditwesen, Post, Eisenbahn und Schifffahrt, einen ungeahnten Aufschwung genommen.

Von diesem gewaltigen wirtschaftlichen Fortschritte seit 1888 kann sich ein jeder überzeugen, der auch nur einen flüchtigen Blick wirft:

auf das Wachstum unserer Bevölkerung,

auf die Zunahme unseres Volkswohlstandes und unserer Steuerkraft,

auf die Ergebnisse unserer Berufs- und Betriebszählungen und der produktionsstatistischen Erhebungen des Reichsamtes des Innern und

endlich auf die Entfaltung unseres Außenhandels, unserer Einfuhr und Ausfuhr nach Menge und Wert der Waren, nach Herkunfts- und Bestimmungsländern.

Diese glänzende Entwicklung ist um so bemerkenswerter, als sie sich trotz der nicht unerheblichen Lasten infolge unserer sozialen Gesetzgebung und der ordentlichen und außerordentlichen Aufwendungen für Heer und Marine vollzogen hat. — Übrigens darf ich als gewissenhafter Berichterstatter nicht verschweigen, daß beispielsweise Frankreich 35 und England sogar 50% mehr für militärische Zwecke aufbringen müssen als wir;¹ außerdem aber möchte ich nachdrücklich unterstreichen,

daß diese Ausgaben die fruchtbarsten Anlagen von der Welt gewesen sind: denn was wären wir jetzt ohne ein starkes stehendes Heer, das nach Scharnhorst die Grundlage aller Kultur ist, weil es zivilisierte Völker befähigt, sich gegen rohere zu behaupten! —

Es liegt ganz gewiß etwas Tragisches darin, daß unser Kaiser, die Verkörperung des Friedensgedankens, ein Mann, der die Höhe des Lebens längst erreicht hat, noch in vorgerückten Jahren zum Schwerte greifen muß, um die Freiheit, die Selbständigkeit, die Unabhängigkeit, die Ehre, ja das Dasein seines Reiches gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen, — gegen englische Handelseifersucht, gegen französische Nachsucht, gegen russische Eroberungssucht.

Kriege entspringen bekanntlich den verschiedensten Ursachen und verfolgen ebenso die verschiedensten Ziele. Wenn wir aber die deutsche Geschichte im letzten Jahrhundert betrachten, so werden wir finden, daß wir nur für die heiligsten nationalen Güter und Aufgaben gekämpft haben: 1813, um Volk und Vaterland von der Herrschaft des dämonischen Mannes zu befreien, der fast das ganze europäische Festland unter seiner eisernen Faust hielt; 1864, 1866 und 1870/71, um den Traum der Männer der Paulskirche zu verwirklichen, — die Schaffung eines freien, einigen und mächtigen Deutschlands unter Preußens Führung. Ein Kaiser, ein Reich, eine Volksvertretung, ein Heer, eine Marine, eine einheitliche Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege, — das war die Lösung. Und daß die Deutsche Frage nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen entschieden werden könne, das hatte kein Geringerer als Otto v. Bismarck der Einzige schon unmittelbar nach seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten erklärt. Wir mußten also diesen, uns von der Vorsehung vorgezeichneten Weg gehen, so schwer es uns auch wurde.

Viel früher als wir hatten England und Frankreich das Glück, Nationalstaaten zu werden: England schon 829

durch die Vereinigung der 7 Königreiche unter Egbert von Wessex und Frankreich unter Philipp dem Schönen und Ludwig XI. im 14. und 15. Jahrhundert. Demgegenüber stellten das heilige römische Reich deutscher Nation, das nichts weniger als heilig war, und ebenso der Deutsche Bund (1815—1866) geradezu Zerrbilder von Staaten dar.

Kann man es uns da im Ernste verdenken, daß wir gerade so wie andere schon längst politisch fest zusammengeschlossene Völker auch einen Platz an der Sonne erhalten, in dem europäischen Konzerte eine erste Violine spielen und mit dem uns anvertrauten Pfunde, mit unseren geistigen und sittlichen, unseren politischen und wirtschaftlichen, unseren religiösen und kulturellen Kräften, als treue Knechte wuchern wollten? —

Im Gegensatz zu den deutschen Kämpfen im vorigen Jahrhundert soll nun der jetzige Weltbrand, nach der ausgesprochenen Absicht seines Hauptführers, ein Geschäfts-, ein Handels-, ein Wirtschaftskrieg sein, also den gewöhnlichsten Geldbeutelinteressen dienen:

Man will uns aushungern wie eine belagerte Festung;
man will unsere Fabriken und Maschinen, unsere Banken
und Bahnhöfe planmäßig und gründlich vernichten;
man will die silbernen Kugeln, die letzte Milliarde, das
Völkerringen entscheiden lassen.

Deshalb also wollen diese Kulturträger in Reinkultur die „deutschen Hunnen und Barbaren“, den deutschen Militarismus, den Deutschen Kaiser auf die Knie zwingen, der mit seinen sechs Söhnen und seinem Schwiegersohne als Kamerad unter Kameraden im Felde steht, während andere gekrönte und ungekrönte Staatshäupter hinter dem Ofen sitzen, weil sie kein Pulver riechen können.

Wenn die Weltgeschichte wirklich das Weltgericht ist, dann dürfen wir schon heute sagen, auch ohne Propheten zu sein: Das perfide Albion samt dem ruchlosen Leiter seiner Geschicke, dem Glücksriffer und va banque-Spieler Edward Grey, dem würdigen

Schüler seines erlauchten Meisters Eduard VII. unseligen Angedenkens, der über Hunderttausende von Familien namenloses Unglück gebracht und, ein zweiter Judas, Verrat an der ganzen Menschheit geübt hat, — ich sage, das perfide Albion wird noch seinen Aschermittwoch erleben und von seiner angemachten stolzen Höhe herabgestürzt werden, so wahr es eine göttliche Gerechtigkeit gibt!

Gott strafe England! —

Einer der obersten Grundsätze der Logik lautet: „Wer einen bestimmten Zweck will, muß auch die Mittel zu diesem Zweck wollen.“ Wer also beispielsweise die Kriegsfurie entfesselt, der muß auch so gewappnet sein, daß er als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen kann, sonst erleidet er selbst das Schicksal, das er seinem Gegner bereiten will.

Nun hat schon vor 400 Jahren Trivulzio gesagt, zum Kriegsführen seien drei Dinge nötig, nämlich Geld, Geld und nochmals Geld, und ein anderer Wissender, Friedrich der Große, meint: „Mit Bajonetten kann man Schlachten gewinnen, über das Resultat des Krieges entscheidet die Ökonomie.“

Es kommt also in Zeiten, in denen Mars die Stunde regiert, zuguterletzt nicht auf schlagfertige und todesmutige Truppen und auf eine geniale Führung an, sondern auf eine starke und umfassende wirtschaftliche und finanzwirtschaftliche Rüstung, und diese kann sich ein Land nur in ernster und langer Friedensarbeit schaffen.

Um es gleich vorwegzunehmen, wollen wir schon hier feststellen, daß Englands vielbewunderte, aber weit überschätzte eigentliche Großmacht, nämlich seine Bank vollständig verlagert hat, — mußte doch diese Bank, die immer als der Fels im brandenden Meere des Geld- und Kreditverkehrs galt, im August ihren Zinsfuß vorübergehend auf 10 %

erhöhen und kürzlich sogar in die liebenden Arme ihrer Schwesteranstalten in Paris und Petrograd flüchten und bei ihnen Hilfe suchen. *)

Daß „der Sieg auf wirtschaftlichem Gebiet von der gleichen Wichtigkeit wie der Sieg auf dem Schlachtfelde ist“, — diese Wahrheit ist uns schon seit Jahr und Tag in Fleisch und Blut übergegangen, sie gehört gewissermaßen zum ABC unserer Bankpolitik. Deshalb kann es uns auch nicht wundernehmen, daß wir außer Generalfeldmarschällen auch einen „Generalgeldmarschall“ haben, dessen Großtaten denen eines Hindenburg kaum nachstehen dürften. Es ist ein unvergängliches Verdienst des Präsidenten Dr. Havenstein, daß er unermüdlich und unbeirrt auf die Stärkung des Goldbestandes der Reichsbank hingearbeitet und dadurch in geradezu blendender Weise unsere finanzielle Mobilmachung vorbereitet hat.

Um die hier hineinspielenden technischen Fragen verstehen zu können, wollen wir die Aufgaben, die der Reichsbank gesetzlich obliegen, wenigstens im allgemeinen kennen lernen:

Die Reichsbank soll einmal den Geldumlauf im gesamten Reichsgebiet regeln,

sie soll zweitens die Zahlungsausgleichungen erleichtern, und sie soll drittens für die Ruhbarmachung verfügbaren Kapitals sorgen.

Diesen ihren Aufgaben wird die Reichsbank umsomehr gerecht werden können, je reicher ihre Umlaufsmittel sind, oder, wie wir uns auch ausdrücken können, je reicher ihr Goldvorrat ist. Sie hat nämlich das Recht, das Dreifache ihres Bestandes an Metallen und Reichskassenscheinen² als Banknoten auszugeben, wenn sie für die übrigen Zweidrittel durch diskontierte Wechsel und Schecks gedeckt ist. Sie kann also beispielsweise, wenn sie eine Milliarde in Gold

*) Inzwischen sind die Vereinigten Staaten von Amerika das finanzielle Zwang-Mei Englands geworden. (Nachträglicher Zusatz.)

und zwei Milliarden in Wechseln und Schecks besitzt, für drei Milliarden Noten in den Geldverkehr bringen. Diese Noten haben während des Krieges Zwangskurs und können zu Zahlungen gerade so verwendet werden wie die Goldmünzen.

Wie war es nun um die Mitte des vorigen Jahres mit dem Goldvorrat der Reichsbank bestellt? Am 23. Juli bezifferte er sich auf 1357 Millionen M.; er fiel dann nach beträchtlichen Abhebungen durch das nervös gewordene Publikum in einer Woche um mehr als 100 Millionen. Erst durch Überweisung des Reichskriegsschatzes von 120 und einer besonderen Goldreserve von 85 Millionen, sowie durch Zuschüsse aus dem Auslande hob er sich bis zum 7. August auf 1478 Millionen. Seitdem nahm er so stark zu, daß er jetzt über 2,3 Milliarden M. beträgt, also gerade eine Milliarde mehr als bei Ausbruch des Krieges.^{*)} Mit vollem Rechte heißt es daher auf S. 7 der „Denkschrift über wirtschaftliche Maßnahmen aus Anlaß des Krieges“, die die Verbündeten Regierungen dem Reichstage Ende November, kurz vor seinem Zusammentritt, zugehen ließen: „Die Erscheinung, daß während einer Kriegskrisis von solcher Schwere die Bevölkerung das in ihrem Besitz befindliche Gold freiwillig zur Zentralnotenbank frägt und dagegen Noten fordert, steht in der Münz- und Bankgeschichte aller Länder und Völker ohne Beispiel da.“

Leider gibt es auch heute noch ungezählte Drückeberger, die aus Bequemlichkeit, Unverstand oder Mißtrauen mit ihres „Mammons süßiger Vielzahl“ zurückhalten und ihn in den schon bald klassisch gewordenen Strümpfen oder in Truhen ein freudlos-unfruchtbares Dasein führen lassen, anstatt ihn gegen ebenso gute und sichere Noten oder gegen Silber bei der Reichsbank auszutauschen, die ihn in der geschilderten Weise im Dienste des Vaterlandes nutzbringend verwenden wird. Wer also zu diesen Drückebergern gehört, der sollte

^{*)} Nach dem Ausweis vom 25. Februar 1919 belief sich der Goldbestand der Reichsbank auf 2,456 Milliarden M. (Nachträglicher Zusatz.)

in seinen Busen greifen und seine 10 oder 20 M.-Stücke bei der ersten besten Gelegenheit loszuwerden suchen.

Auf einen wie riesigen öffentlichen und privaten Bedarf an Zahlungsmitteln und an Kredit sich unsere Reichsbank in Kriegszeiten einrichten muß, das mögen Sie daraus ersehen,

daß sie der Heeresverwaltung allein für die sechs ersten Mobilmachungstage $\frac{3}{4}$ Milliarden M. zur Verfügung stellte,

daß sie in den beiden Wochen vom 24. Juli bis zum 7. August für 2 Milliarden M. Noten neu in Umlauf setzte,

daß sie von der Reichsfinanzverwaltung, der sie hauptsächlich durch die Diskontierung von Schatzanweisungen Kredit gewährt, Ende September 2,3 Milliarden M. zu fordern hatte, und endlich

daß ihr Wechselbestand vom 23. Juli bis zum 15. August um volle $2\frac{1}{4}$ Milliarden M. stieg.

Mit Rücksicht auf diese geradezu gigantischen Ansprüche wurde die Reichsbank durch Gesetz von der Verpflichtung befreit, ihre Noten gegen Gold einzulösen, — eine Maßnahme, die umsomehr zu billigen ist, als sie gleichzeitig dem Reiche im Falle der Not einen finanziellen Rückhalt von Hunderten Millionen Mark sichert. —

Wie unsere Kriegsbank, so hat sich nun unser ganzes Wirtschaftsleben den ungewöhnlichen und ungewöhnlich-schwierigen Verhältnissen gegenüber als durchaus leistungs- und widerstandsfähig erwiesen. Daß dies der Fall sein würde, darüber konnte unser Sachverständigen überhaupt kein Zweifel bestehen; denn Deutschland ist im letzten Menschenalter nicht etwa auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit ein Wirtschaftssubjekt allerersten Ranges geworden, das allen, auch den heftigsten Stürmen Trotz zu bieten vermag. Nichts kann die Richtigkeit dieser Behauptung schlagender dartun als die Tatsache des starken Wachstums unserer Bevölkerung und der starken Zunahme unseres Volkswohlfandes.

Zunächst das Wachstum unserer Bevölkerung! Deutschland hatte 1871 41 Millionen Einwohner, 1888 waren es 48 und 1913 66 Millionen. Seine Bevölkerung hat also seit der Reichsgründung um 25 und seit dem Regierungsantritt unseres Kaisers um 18 Millionen Menschen zugenommen, und zwar so gut wie ausschließlich infolge eines Geburtenüberschusses von über 800 000 Köpfen jährlich, der allerdings zum Teile auf die Abnahme der Todesfälle, besonders der Kindersterblichkeit zurückzuführen ist. Abgesehen von Rußland, kann kein europäischer Großstaat in dieser Beziehung einen Vergleich mit uns aushalten, ebensowenig auch die Vereinigten Staaten von Amerika, — marschierten wir doch in dem Zeitraume von 1871 bis 1912 mit einem Geburtenüberschusse von 61 % der Bevölkerung an der Spitze, während es beispielsweise England nur auf 45 und Frankreich sogar nur auf 9 % brachte.

Wir haben alle Ursache, dafür dankbar und darauf stolz zu sein, daß Landwirtschaft, Gewerbe, Handel und Industrie diese vielen Millionen in sich aufnehmen und ihnen dauernde und lohnende Beschäftigung geben können, und daß infolgedessen auch die überseeische Auswanderung bei uns fast vollständig aufgehört hat. Während nämlich noch im Jahre 1881 von unseren Volksgenossen 221 000 in die außereuropäische Fremde zogen, um dort ihr Brot zu verdienen, waren es 1912 nur noch 18 500, also eine verschwindend kleine Anzahl gegenüber den 468 000 Personen, die in demselben Jahre, aus Unzufriedenheit mit den wirtschaftlichen und politischen Zuständen, ihrer englisch-irischen Heimat den Rücken kehrten.

Was nun ferner die Zunahme unseres Volkswohlfandes betrifft, so mögen hier im Anschlusse an eingehende Untersuchungen, die der frühere Direktor der Deutschen Bank, der jetzige Staatssekretär des Reichsschatzamtes Dr. Helfferich veranstaltet hat, nur die folgenden zusammenfassenden Angaben gemacht werden, und zwar im wesent-

lichen auf Grund der Ergebnisse der Veranlagung zur Einkommen- und zur Ergänzungssteuer in Preußen:

Unser Volkseinkommen belief sich hiernach vor 20 Jahren etwa auf 23—25 Milliarden M. jährlich, heute dagegen auf 43; unser Volksvermögen betrug, ebenfalls vor 20 Jahren, rund 200 Milliarden M. und beträgt jetzt über 300;

unser Vermögenszuwachs bezifferte sich um 1900 auf 4—4 $\frac{1}{2}$, gegenwärtig aber auf 10 Milliarden M. jährlich.

Wir wollen der Versuchung widerstehen, Vergleiche zwischen unseren Einkommens- und Vermögensverhältnissen und denen von England und Frankreich zu ziehen, trotzdem diese Vergleiche wohl zu unseren Gunsten ausfallen würden. Aber ich meine, wir halten es mit unserem Friedrich List, — ich werde auf ihn noch nachher zurückkommen — der gegenüber dem hervorragendsten Vertreter der schottisch-englischen Schule der Volkswirtschaftslehre, Adam Smith, immer wieder betonte, daß die Kraft, Reichtum zu schaffen, unendlich wichtiger sei als der Reichtum selbst. Und so soll unseren Reichtum im höchsten und edelsten Sinne des Wortes jetzt und immerdar nicht vergängliches und totes Gold oder Silber bilden, sondern die ewige und lebendige Volkskraft, dieselbe, die in den Schützengräben, auf den Unterseebooten und den Zeppelin-Heldentaten vollbringt, an denen ein Leonidas seine Freude haben würde: wir wollen keinsaftes und selbstgenügsames Rentnervolk werden, sondern ein fleißiges und vorwärtsstrebendes Arbeitsvolk bleiben.

Beharrlicher Fleiß und ernstes Streben, das sind ja auch die Flügel, die uns über Strom und Hügel geführt haben, denen wir die Verflechtung unserer Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft, den Übergang Deutschlands vom Agrarstaate zum überwiegenden Industriestaate verdanken.

Ich sage: zum überwiegenden Industriestaate. Denn es trifft allerdings zu, daß nach den Ergebnissen unserer Berufs-

und Betriebszählungen in dem Zeitraume von 1882 bis 1907 die Zahl der in Industrie, Bergbau, Handel und Verkehr beschäftigten Personen 11⁰/₁₀ gestiegen und die Zahl der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft 14⁰/₁₀ zurückgegangen ist, und daß sich in denselben 25 Jahren das Heer der Arbeiter, Angestellten und Beamten in den gewerblichen Betrieben überhaupt um 95⁰/₁₀ und in den Riesenbetrieben sogar um 347⁰/₁₀ vermehrt hat.

Aber deshalb hat die Landwirtschaft in Deutschland ihre Rolle noch lange nicht ausgespielt wie etwa in dem typischen Industriestaate England. Im Gegenteile ist sie aus erbitterten handels- und zollpolitischen Kämpfen innerlich und äußerlich gekräftigt hervorgegangen und durch Verbesserung der Betriebsweisen, rationelle Ent- und Bewässerung, Verwendung künstlichen Düngers, Benutzung von Maschinen aller Art usw. in den Stand gesetzt worden, ihre Ertragsfähigkeit ganz erheblich zu steigern; deshalb kann sie auch gerade jetzt, wo die Zufuhr unentbehrlicher Nahrungsmittel aus dem Auslande fast ganz stockt, dem Vaterlande die wertvollsten Dienste leisten.

Das alte Wort: „Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt“, ist auf dem besten Wege, wieder zu Ehren zu kommen; wir können uns darüber nur freuen, denn über die früher leidenschaftlich erörterte Frage, ob die Pflege, die Förderung und die Stärkung des inneren oder des auswärtigen Marktes mehr im Gesamtinteresse liege, — über diese Frage sind die Akten bei uns längst geschlossen: wir wissen, daß eine blühende Landwirtschaft der beste Kunde der Industrie ist, und daß umgekehrt die Landwirtschaft an einer blühenden Industrie ihren kaufkräftigsten Abnehmer hat. Damit soll natürlich nicht etwa gesagt sein, daß Caprivi unrecht hatte, als er in seiner Rede zur Begründung der Handelsverträge am 10. Dezember 1891 im Reichstage erklärte: „Wir müssen exportieren: entweder wir exportieren Waren, oder wir exportieren Menschen.“

Was hat unser zweiter Reichskanzler mit diesem scharf zugespitzten, fast epigrammatisch anmutenden Entweder — Oder sagen wollen?

Nun, Sie alle wissen, daß unser ganzes Leben, das Leben des Einzelnen, der Familie, des Volkes, der Menschheit, auf Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung beruht: je mannigfaltiger und verfeinerter unsere Bedürfnisse werden, desto mehr Mittel erfordert ihre Befriedigung, desto mehr und desto durchgebildete Hände und Köpfe müssen sich in gemeinsamer Tätigkeit regen und bewegen. In einem großen Kulturstaate kann selbst der bedeutendste Staatsmann nicht gleichzeitig Finanz-, Handels- und Kriegsminister sein, und ebensowenig kann ein noch so tüchtiger Kaufmann ein mit Millionen arbeitendes Geschäft leiten und außerdem noch die Bücher und die Kasse führen; für einen Polyhistor wie Leibniz, der als Philosoph, Mathematiker, Rechts-, Staats- und Gottesgelehrter Bewundernswürdiges geleistet hat, fehlt in unserer Zeit der Nährboden. Auch der wirtschaftliche Verkehr von Volk zu Volk und von Land zu Land ist ohne Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung ganz undenkbar: Baumwolle und Seide, Mais und Reis, Kaffee und Tee und unzählige andere Rohstoffe und Nahrungs- und Genußmittel gedeihen nur unter bestimmten klimatischen Verhältnissen, und Mineralien, wie Kupfer, Eisenerz und Steinkohlen, birgt die Mutter Erde nur in beschränkten Mengen in ihrem Schoße; auf der anderen Seite ist die Be- und Verarbeitung der Roh- und Hilfsstoffe, die Herstellung der halbfertigen und fertigen Waren von natürlichen und künstlichen Bedingungen und Voraussetzungen der verschiedensten Art abhängig, — kurzum, nur die internationale Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung kann einen so planvollen und regelmäßigen Güterumtausch ermöglichen, wie er sich unter den modernen Kulturvölkern vollzieht.

Was nun die Stellung Deutschlands in diesem friedlichen Wettbewerb betrifft, so ist sie durch die führende Rolle ge-

geben, die die Industrie in seinem Wirtschaftsleben einnimmt. Es hieße Wasser in die Sieb tragen, wenn ich auf den wundervollen hieb- und stichfesten Dreieck ein Loblied singen wollte, den die Wissenschaft, die Technik und der Gewerbetriebe bei uns miteinander geschlossen haben, und ohne den beispielsweise unsere Eisen- und unsere Maschinenindustrie, unsere chemische und unsere Textilindustrie nicht zu ihrer jetzigen Blüte gelangt wären. Leider besitzen wir keine neueren amtlichen Angaben über den Gesamtwert unserer gewerblichen Erzeugung, — 1906 wurde er noch auf 36 Milliarden M. geschätzt — aber daß er sich von Jahr zu Jahr hebt und eine beneidenswerte Höhe erreicht haben muß, das zeigt schon der Umstand, daß unsere Gruben, Salinen und Hütten 1888 für 628, 1913 dagegen für 3513 Millionen M. Stein- und Braunkohlen, Kalisalze, Eisenerz und Roheisen³ gewonnen haben. Und ähnlich dürften die Verhältnisse in den übrigen Industriezweigen liegen.

Nun müssen wir einen erheblichen Teil der von uns hergestellten halbfertigen und fertigen Waren im Auslande absetzen, um mit dem Erlöse aus ihnen die von dort bezogenen Rohstoffe und Nahrungs- und Genussmittel bezahlen zu können. Würde uns das nicht mehr möglich sein, dann würde uns nichts Anderes übrig bleiben, als, wie Caprivi sich ausdrückte, die arbeitslos gewordenen Menschen zu exportieren.

Vor dieser bitteren Möglichkeit sind wir, wie wir schon sahen, dank einem gütigen Geschick gnädig bewahrt geblieben, denn der Welthandel hat sich in den letzten 25 Jahren (1888—1913) ungewöhnlich rasch und reich entwickelt, insbesondere hat der Anteil der vier wirtschaftlich am höchsten stehenden Länder an ihm in diesem Zeitraume mehr als 150% zugenommen, und zwar der Frankreichs 107%, Englands 111, der Vereinigten Staaten von Amerika 201 und Deutschlands 222%.⁴

Im Jahre 1913 belief sich der Wert der Güter, die die genannten Länder auf dem Weltmarkte kauften und ver-

kaufen, auf rund 75 Milliarden M.; daran waren beteiligt: England mit 32,1⁰/₀, Deutschland mit 27,9, die Vereinigten Staaten mit 23,6 und Frankreich mit 16,4⁰/₀. Von unserem Außenhandel, der 20 870 Millionen M. wertete, kamen auf die Einfuhr 10 770 und auf die Ausfuhr 10 100 Millionen M.; in der ersteren, der Einfuhr, überwogen die Rohstoffe und die Nahrungs- und Genußmittel mit 72⁰/₀ und in der letzteren, der Ausfuhr, die fertigen Waren mit 63⁰/₀. Ein volles Drittel unseres Außenhandels entfiel auf das feindliche europäische Ausland, also — der Reihenfolge nach — auf England, Rußland, Frankreich und Belgien (die kleineren Raubstaaten Serbien und Montenegro sind hierbei nicht berücksichtigt); dagegen entfiel auf unsere Verbündeten, auf Österreich-Ungarn und die Türkei, nur etwas mehr als ein Zehntel.* Von den neutralen Ländern in Europa standen mit uns in besonders regen geschäftlichen Beziehungen die Niederlande (mit ¹/₂₀ des Gesamtumsatzes), von denen außerhalb Europas vor allem die Vereinigten Staaten (mit ¹/₈—¹/₉). Die letzteren gehören, ebenso wie von unseren Feinden Rußland, zu unseren Gläubigerstaaten, — beider Guthaben betrug nämlich allein in dem einen Jahre 1913 998 + 545 = 1543 Millionen M. Aus dem Lande des Sternenhanners bezogen wir in erster Linie rohe Baumwolle (462 Millionen M.), rohes Kupfer (294), Weizen (165), Schweineschmalz (112) und aus dem Reiche des weißen Zaren Gerste (326 Millionen M.), Nadelholz (92), Weizen (82), Eier (80) usw. Dagegen waren u. a. unsere Schuldner: England, Frankreich und Belgien (zusammen mit 974 Millionen M.) und die Niederlande (360).

Von den eingeführten Warengattungen hatten 28 und von den ausgeführten 19 je einen Wert von mindestens 100 Millionen M. Sie im einzelnen kennen zu lernen,

* Unter Außenhandel mit unserem jüngsten bedrängten Balkengetriebenen Bulgarien hat nicht eine solche Bedeutung, daß er an diesem Zahlenverhältnisse etwas ändern könnte; dagegen ist das drückend-wertbrüchige Italien mit einem Dreihüftel an unserer Ein- und Ausfuhr beteiligt. (Nachträglicher Zusatz.)

dürfte Ihnen schon recht sein; sie mögen deshalb jetzt noch genannt werden:

Einfuhr

Warengattungen	Wert in Millionen M.	Warengattungen	Wert in Millionen M.
Baumwolle, roh	607	Schmalz und schmalzartige	
Weizen	417	Fette	147
Schafwolle, roh	413	Nadelholz, gelägt	135
Gerste	390	Tabakblätter, unbearbeitet .	134
Kupfer, roh	335	Leinfaat	130
Rinds- und Büffelhäute . . .	322	Kopra	122
Eisenerze	227	Milchbutter, Butterschmalz .	119
Kaffee, roh	220	Ölkuchen	119
Steinkohlen	205	Pferde	116
Eier von Geflügel; Eigelb	194	Baumwollengarn, -zwirn .	116
Felle zu Pelzwerk	188	Wollengarn	108
Chilesalpeter	172	Palmkerne	104
Rohseide, ungefärbt	158	Reis	104
Kleie, Reisaabfälle	149	Mais	102
Kautschuk, Guttapercha, Balata	147		

Ausfuhr

Warengattungen	Wert in Millionen M.	Warengattungen	Wert in Millionen M.
Maschinen aller Art, auch Teile	680	Seidenwaren	202
Eisenwaren, nicht besonders genannt	652	Koks	147
Steinkohlen	516	Anilin- und andere Teer- farbstoffe	142
Baumwollenwaren	446	Roggen	133
Wollenwaren	271	Kleider, Fußwaren	132
Zucker	265	Waren aus Kupfer usw. . .	131
Papiere, Pappe und Waren daraus	263	Oberleder	114
Felle zu Pelzwerk	225	Lederwaren	114
schmiedbares Eisen in Stäben	205	Kinderspielzeug, Christbaum- schmuck	103
		Eisenblech	103

Die Verflechtung unserer Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft und der Übergang Deutschlands vom Agrarstaate zum Industriestaate fanden naturgemäß auch in unserer Handels- und Zollpolitik den entsprechenden Ausdruck.

Deshalb sollen wenigstens die Hauptpunkte aus ihrer Geschichte in diesem Zusammenhange kurz hervorgehoben werden.

Bekanntlich hatte Napoleon 1806 die Kontinentalsperrung verhängt, um England in seinem Lebensnerv, in seinem Handel tödlich zu treffen. Wie wenig ihm sein Vorhaben gelang, geht daraus hervor, daß die inzwischen noch mehr erstarkte englische Industrie den denkbar schärfsten Wettbewerb auf dem europäischen Festlande eröffnen konnte, als jene Schranke wieder gefallen war. Beispielsweise warf sie 1814 allein für 21 $\frac{1}{2}$ Millionen Tr. Baumwollenwaren zu Schleuderpreisen nach Deutschland, um den dortigen offenen Markt zu erobern und ihm später Monopolpreise vorschreiben zu können. Durch dieses rücksichtslose und unlautere Vorgehen wurde das einheimische Erwerbsleben um so schwerer geschädigt, als mehr oder weniger hohe Zollmauern den inneren Verkehr unter den einzelnen deutschen Staaten, ja selbst unter den einzelnen Landesteilen hemmten oder ganz unmöglich machten. Erst das epochemachende Handels- und Zollgesetz vom 26. Mai 1818 beseitigte wenigstens für Preußen die Binnenzölle, stellte einen einheitlichen Tarif für die Grenzzölle auf und schuf so ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet von etwa 5100 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 10 $\frac{1}{3}$ Millionen Seelen (1816). Um so trauriger sah es im übrigen Deutschland aus. Ein klassisches Zeugnis für die Trostlosigkeit der damaligen Zustände besitzen wir in der berühmten Bittschrift, die siebenzig Kaufleute und Fabrikanten aus Sachsen, Bayern, Württemberg, Kurhessen, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau im April 1819 an den Bundestag richteten, und die den geistvollsten und beredtesten Wortführer, unseren größten Volkswirt, Friedrich List, zum Verfasser hat. „Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien in Deutschland“, so heißt es in dieser Eingabe, „lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen

Körpers unterbunden wird, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe. Um von Hamburg nach Österreich, von Berlin in die Schweiz zu handeln, hat man zehn Staaten zu durchschneiden, zehn Zoll- und Mautordnungen zu studieren, zehnmal Durchgangszoll zu zahlen. Wer aber das Unglück hat, auf einer Grenze zu wohnen, wo drei oder vier Staaten zusammenstoßen, der verlebt sein ganzes Leben mitten unter feindlich gesinnten Zöllnern und Mautnern, der hat kein Vaterland“.

Friedrich List wurde am 6. August 1789 in der freien Reichsstadt Reutlingen als Sohn eines angesehenen Handwerkers geboren. Von 1817 bis 1819 bekleidete er die Professur für Staatswirtschaft und insbesondere für Staatspraxis an der Universität Tübingen, 1819 rief er den Allgemeinen Deutschen Handels- und Gewerbeverein ins Leben und ward dessen erster Konsulent. Handel mit der Regierung brachten ihm neben der Ausschließung aus der württembergischen Kammer, der er seit Ende 1820 angehörte, eine Verurteilung zu 10 Monaten Festungshaft und bestimmten ihn, 1825 Deutschland zu verlassen und nach Nordamerika auszuwandern. Erst 1832 kehrte List wieder in die Heimat zurück und war seitdem in uneigennützigster und großzügiger Weise für die politische, handels- und verkehrspolitische Reform unseres Vaterlandes unablässig tätig, namentlich für die Gründung und die Erweiterung des Deutschen Zollvereins (1. Januar 1834), des wirtschaftspolitischen Vorläufers vom Norddeutschen Bunde und vom Deutschen Reiche, für die Schaffung einer deutschen Flotte und für den Bau eines deutschen Eisenbahnsystems. 1841 veröffentlichte List sein wissenschaftliches Hauptwerk: „Das nationale System der politischen Ökonomie“. Aus Verzweiflung über das Scheitern seiner wahrhaft genialen Pläne, für die das kleine Geschlecht der Zeitgenossen noch nicht reif war, griff er, ein vor der Zeit gebrochener Mann, zur Pistole und setzte am 30. November 1846 in Ruffstein seinem Leben selbst ein Ende.

Wir praktischen Volkswirte, die Geschäftsführer und Berater der amtlichen und freien Interessenvertretungen, der Handelskammern, Landwirtschaftskammern und Handwerkskammern und der ungezählten wirtschaftlichen Verbände und Vereine, die wir von Berufs wegen am tausenden Webstuhl der Zeit schaffen, wir verehren in Liff unseren vornehmsten Amtsgenossen; wir blicken zu ihm mit frohem Stolz und mit unbegrenzter Liebe und Hochachtung empor; wir sind glücklich darüber, ihn den Unseren nennen zu können, — ist er doch für uns das leuchtende Vorbild einer wahrhaft charaktervollen Persönlichkeit, die im Bewußtsein ihrer sittlichen und geistigen Kraft ihren eigenen Weg ging und sich in ihrem Tun und Lassen nicht durch äußere Einflüsse bestimmen ließ, am allerwenigsten aber den gehorsamen Diener ihrer Auftraggeber machte. Und doch birgt gerade unsere vielseitige Tätigkeit, der, sozusagen, nichts Menschliches fremd ist, die Gefahr in sich, daß man sich auf saule Ausgleiche einläßt, um einen greifbaren Erfolg zu erzielen, sei's auch auf Kosten der vielleicht in langjähriger Arbeit, Erfahrung und Beobachtung gewonnenen besseren Einsicht.

Liffs ganzes Leben ist ein ununterbrochener Kampf gegen England. Mit der scharfgeschliffenen Waffe seiner reißigen Feder bekämpft er den bodenlosen Kosmopolitismus, den toten Materialismus und den eigensüchtigen Individualismus der englischen Volkswirtschaftslehre und verkündet die frohe Botschaft vom wirtschaftlichen Idealismus, der in der Nation wurzelt und sie seinerseits befruchtet, um aus ihr wiederum neue Kraft zu ziehen, — aus der Nation mit ihrer besonderen Sprache und Literatur, mit ihrer eigenfälligen Abstammung und Geschichte, mit ihren besonderen Sitten und Gewohnheiten, Gesetzen und Einrichtungen, mit ihren Ansprüchen auf Existenz, Selbständigkeit, Vervollkommnung und ewige Fortdauer und ihrem abgesonderten Territorium.

Aus dem übrigen wirtschaftspolitischen Glaubensbekenntnisse dieses feurigen Propheten eines verjüngten Deutschlands

mögen nur noch zwei Sätze erwähnt werden: der eine, daß der innere Verkehr eines Volkes bei weitem von größerem Belange sei als aller Handel mit fremden Ländern, selbst da, wo letzterer im höchsten Flore stehe, und der andere, daß die Industrie, solange sie noch in den Kinderschuhen stecke, vor dem ausländischen Wettbewerbe durch einen Erziehungszoll geschützt werden müsse, — beides Wahrheiten, deren ganze Bedeutung erst ein späteres Geschlecht zu würdigen gewußt hat.

Wie richtig schon List unseren Todfeind England beurteilt, das beweisen folgende Aussprüche von ihm, die auch jetzt noch nichts von ihrem Werte verloren haben:

„Vielleicht hat kein Schriftsteller England so sehr erhoben wie wir, und, weit entfernt, die Engländer zu hassen, sind wir ihnen von jeher persönlich mehr zugefan gewesen als irgendeiner anderen Nation. Was wir hassen und von ganzer Seele hassen, das ist nur jene John Bullische Handels-tyrannie, die alles allein verschlingen, die keine andere Nation auskommen und gelten lassen und uns überdies noch zumuten will, wir sollen die von ihrer Habsucht fabrizierten Pillen als ein reines Produkt der „Wissenschaft“ oder der „Philanthropie“ verschlucken.“

„Durch die Handelsfreundschaft Englands ist nichts zu gewinnen, als was eben in der Freundschaft mit großen und berühmten Boxern von angehenden Faustkämpfern überhaupt gewonnen werden kann: Beulen, Blutrünstigkeiten, zerquetschte Nasen oder gelegentlich ein abgeschlagenes Glied, ein ausgeschlagenes Auge oder ein zerbrochenes Gerippe.“

„Die Liebe zur Britannia ist wie die Liebe zu Jupiter; wer sie umarmen will, wird von ihrem Feuer verzehrt wie Semele.“ —

Die Saat, die List austreute, sollte erst ein Menschenalter nach seinem Tode aufgehen. Denn die deutsche Handelspolitik, die bis dahin im allgemeinen eine mittlere Linie einhielt, um den vielfach auseinandergehenden Forderungen der Landwirtschaft und der Industrie in gleicher Weise ge-

recht zu werden, segelte in der Zeit nach dem Abschlusse des preussisch-französischen Handelsvertrages (1862) in einem entschieden freihändlerischen Fahrwasser. In ihm segelten vor allem auch die politisch so einflussreichen Großgrundbesitzer im Osten und Nordosten unseres Vaterlandes, die jährlich für viele Millionen Mark Getreide nach dem Lande des free trade, nach England absehten und von dort landwirtschaftliche Maschinen und Geräte bezogen. Nur so ist es zu verstehen, daß selbst die konservativ-agrarische Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer noch 1876 in ihre Satzungen die Bestimmung aufnehmen konnte: „Auf der Grundlage des Freihandels stehend, sind wir Gegner der Schutzzölle“.

Erst die schwere Not der Zeit brachte den großen Umschwung und damit den Schutz ehrlicher deutscher Arbeit vor der „unwürdigen Konkurrenz des halbwildem Pustabewohners, des russischen Freigelassenen und des geknechteten Hindus“ und vor „der Übermacht und Schlaun Berechnung des britischen Kapitals“. *) Bismarck stellte nämlich in dem denkwürdigen Schreiben, das er dem Bundesrate unter dem 15. Dezember 1878 zugehen ließ, ganz im Geiste unseres List,⁵ mit eindringlicher und überzeugender Beredsamkeit die Grundsätze für eine künftige deutsche Handelspolitik auf, die die gesamte nationale Wirtschaft gegen fremden Wettbewerb wirksam schützen und stützen sollte. „Wir sind bisher“, so führte Bismarck in seiner bekannten Reichstagsrede am 2. Mai 1879 u. a. aus, „wir sind bisher durch die weitgeöffneten Tore unsrer Einfuhr die Ablagerungsstätte aller Überproduktion des Auslandes geworden. . . . Schließen wir unsre Türen einmal, errichten wir die etwas höhere Barriere, die wir Ihnen hier vorschlagen, und sehen wir zu, daß wir mindestens den deutschen Markt, das Absatzgebiet, auf welchem die deutsche Gutmütigkeit vom Auslande jetzt ausgebeutet wird, der deutschen Industrie erhalten!“

*) Worte aus einem Ende 1878 erschienenen Aufsatze meines inzwischen verstorbenen Amtsgenossen Bernhordi in Dortmund. (Nachträglicher Zusatz.)

Am 12. Juli 1879 nahm der Reichstag den Entwurf eines neuen Zolltarifgesetzes in dritter Lesung an, und drei Tage darnach, am 15. Juli, wurde das Gesetz veröffentlicht.

In einem wie reichen Maße das gemäßigste Schutzollsystem, das mit diesem Gesetze eingeleitet wurde, und in dessen Zeichen unsere Handelspolitik noch heute steht, zur Blüte unseres ganzen Wirtschaftslebens beigetragen hat, das weiß in einem Industriebezirke, wie es das Siegerland ist, jedes Kind und braucht deshalb von mir nicht noch besonders dargelegt zu werden. —

Es heißt in den „Piccolomini“:

„Es ist der Krieg ein roh, gewaltsam Handwerk“.

Diese Roheit und Gewaltsamkeit spüren wir alle am eigenen Leibe, der eine mehr, der andere weniger; aber am härtesten wird von ihr das Wirtschaftsleben getroffen. Denn

die Blüte des Volkes, Millionen von Männern und Jünglingen, die in Landwirtschaft, Gewerbe, Handel und Industrie tätig waren, stehen unter den Waffen und werden dadurch ihrem bürgerlichen Berufe entzogen;

mehr als ein Werk muß aus Mangel an Arbeitern oder an Aufträgen seinen Betrieb einschränken oder gar einstellen; die allgemeinen Geschäftskosten erhöhen sich infolge des Rückganges der Erzeugung, ebenso auch

die Preise für zahlreiche unentbehrliche Rohstoffe und Lebensmittel, deren Zufuhr aus dem Auslande erschwert oder unterbunden ist;

wichtige und sorgfältig gepflegte Absatzgebiete gehen verloren, und

die Kaufkraft des großen Publikums läßt nach.

Diese nachteiligen Wirkungen des Krieges sind natürlich auch bei uns eingetreten, aber sie haben in den letzten Monaten in vielen Beziehungen eine Abschwächung erfahren. So ist die Lage des Arbeitsmarktes ganz befriedigend geworden und der Beschäftigungsgrad beispielsweise in der

rheinisch-westfälischen Großeisenindustrie etwa auf 60—70% von dem in Friedenszeiten gestiegen; viele Werke, besonders solche, die für Heer oder Marine unmittelbar oder mittelbar Lieferungen übernommen haben, müssen Tag und Nacht ununterbrochen arbeiten, um ihren Verpflichtungen nachkommen zu können: die Fabriken für Kriegsbedarf, wie Geschütze, Granaten, Panzerplatten, Stacheldraht, Schienen und ähnliche Dinge, aber auch die Leinen- und die Lederindustrie sowie das Bekleidungs- und das Nahrungsmittelgewerbe stehen im Zeichen der Hochkonjunktur und verdienen, wie man allgemein hört, ein schönes Stück Geld.*)

Und ist es weiter nicht ebenfalls ein Beweis für unsere innere wirtschaftliche Kraft und Zuversicht, daß die Reichsbank ihren Zinsfuß am 23. Dezember von 6% wieder auf 5% herabsetzen konnte und für das Geschäftsjahr 1914 $1\frac{4}{5}\%$ Dividende mehr zu verteilen beabsichtigt als für 1913? daß die Sparkassenguthaben 1914 volle 900 Millionen M. zugenommen haben und die Einnahmen unserer Eisenbahnen aus dem Personen- und Güterverkehr sich langsam, aber zusehends bessern?**)

Und wie sieht es demgegenüber bei unseren Feinden in Belgien, in Frankreich, in Rußland und in England aus?

Ich werde mich in meiner Antwort auf einige Punkte beschränken können:

Belgien hat schon seit Monaten aufgehört, ein selbständiger Staat zu sein.

In Frankreich befinden sich die bedeutendsten Gruben, Hütten, Stahl- und Walzwerke, die Hunderttausenden von Arbeitern Brot und Beschäftigung gaben, in unseren Händen und liegen vollständig still, und der Kriegsminister ist eben-

*) Eine eingehende Schilderung der Lage des Arbeitsmarktes im Jahre 1913 bringt das Reichs-Arbeitsblatt. 1916. S. 5—16. (Nachträgliches Zusatz.)

**) Die Reichsbank verteilte für das Geschäftsjahr 1914 tatsächlich 10,25% Dividende (1913: 8,85%); der Kapitalzugang der Sparkassen im Jahre 1913, ohne die Zeichnungen der Einleger auf die Kriegsanleihen, wird auf mindestens $3\frac{3}{4}$ Milliarden M. (!) berechnet: die Eisenbahnen haben jetzt etwa 70% der Verlonenungskilometer in Friedenszeiten, während ihre — monatlichen — Einnahmen aus dem nichtmilitärischen Güterverkehr wieder bis rund 90% betragen. (Nachträgliches Zusatz.)

so wenig wie der Marineminister im Stande, die Schulden rechtzeitig zu bezahlen, die sie auf Grund des Staatshaushaltsplanes für 1914 gemacht haben.

Rußland steht vor der inneren Auflösung und dem Staatsbankerott.

Englands Außenhandel ist allein in den ersten fünf Kriegsmonaten, also von August bis Dezember, dem Werte nach um 3,6 Milliarden M. zurückgegangen, und seine Bank gleicht verzweifelt dem Greis, der auf dem Dache sitzt und sich nicht zu helfen weiß.

Ich überlasse es Ihnen, die Folgerungen aus diesen nüchternen Tatsachen, die für sich sprechen, selbst zu ziehen. —

In einer Rede über „Krieg und Wirtschaftsleben“ sollte von rechtswegen ein Abschnitt nicht fehlen, der sich mit der Haltung der wirklich oder angeblich neutralen Staaten mehr oder weniger ausführlich zu beschäftigen hätte. Leider muß ich es mir, schon der vorgerückten Zeit wegen, versagen, auf diesen Punkt näher einzugehen; aber wenigstens die Auffassung, die das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ (richtiger: Unmöglichkeiten!) von den Rechten und Pflichten einer über den kriegführenden Parteien stehenden Großmacht hat, in aller Offenheit zu kennzeichnen, das bin ich mir schon als Mensch und Christ schuldig.

In einem Schreiben, das wir kürzlich von der Deutsch-amerikanischen Handelskammer in New York erhielten, lautet ein Satz folgendermaßen: „Es gibt in Amerika Leute, die sich die Hose umkrepeln und den Regenschirm aufspannen, wenn sie hören, daß es in London regnet.“

Ich glaube keinen Raub zu begehen, wenn ich vermute, daß das dieselben smarten Yankees sind, die an uns, ihren Kunden jahraus jahrein ungezählte Millionen verdienen, und die es jetzt, bei aller äußerlichen Sonntagsheiligung und bei aller Vertraulichkeit mit Bibel und Gesangbuch, vor ihrem Gewissen glauben verantworten zu können, daß sie England,

Frankreich und Rußland, also unseren Feinden für Milliarden Kriegsmaterial aller Art liefern.

Die Unverfrorenheit und die Heuchelei sollen vor Scham und Zorn ihr Haupt verhüllt haben, als ihnen diese sauberen Liebesgeschäfte bekannt wurden, — hatten sie doch in Bruder Jonathan ihren Meister gefunden! —

In der schon erwähnten „Denkschrift“ der Verbündeten Regierungen heißt es auf S. 95: „Die Gesamtenwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die Steuergesetzgebung während des letzten Jahres und die Leistungsfähigkeit der Reichsbank haben es dem Reiche ermöglicht, die Kosten der ersten beiden Kriegsmonate ohne Inanspruchnahme des Anleihemarktes zu bestreiten“.

Deshalb brauchte das Reichsbankdirektorium erst im Anfang September eine Bekanntmachung in 2800 Zeitungen zu erlassen, in der es zur Zeichnung von einer Milliarde M. Reichsschatzanweisungen und von Reichsschuldverschreibungen (Anleihe) ohne einen bestimmten Höchstbetrag aufforderte.

Dah diese Aufforderung einen nicht geringen Erfolg haben würde, war schon deshalb anzunehmen, weil wir schätzungsweise 20 Milliarden M. Sparkassenguthaben und mindestens 15 Milliarden M. bare Guthaben bei Kreditbanken, Kreditgenossenschaften usw. besitzen. In Wirklichkeit wurden jedoch selbst hochgespannte Erwartungen weit übertroffen, denn es zeichneten 1 177 235 Personen fast $4\frac{1}{2}$ Milliarden M. Anleihe und Schatzanweisungen, und davon machten die kleineren und mittleren Beträge bis 10 000 M. etwa 40% aus.^{*)} Dieses Ergebnis ist um so erstaunlicher, als als Abnehmer wohl ausschließlich das Inland in Betracht kam, als sich ferner die weitesten Kreise an dem Werke der

^{*)} Die Ergebnisse der zweiten und der dritten Kriegsanleihe liegen das der ersten noch weit hinter sich zurück. Es zeichneten nämlich 6 242 666 Personen 21 $\frac{1}{2}$ Milliarden M. auf sie; davon kamen auf Beträge bis 10 000 M. 8958 Millionen M. oder 42 $\frac{1}{3}$ %. (Nachträglicher Zusatz.)

finanziellen Stärkung des Reiches befeiligten, als die Zeichnungsfrist sich nur auf wenige Tage beschränkte, und als schließlich die Stücke auch tatsächlich abgenommen werden mußten, weil ja eine Grenze für die Höhe der Anleihe nicht bestimmt war.

Den Versuch, Riesenanleihen von mehr als einer Milliarde M. aufzunehmen, haben früher überhaupt nur fünf Länder gemacht, nämlich: England (1200 Millionen M.), die Vereinigten Staaten von Amerika (1290), Japan (1640), Rußland (in zwei Ausschreibungen 2240) und Frankreich (4000 Millionen M. zur Zahlung der Kriegsentschädigung 1870/71).

Sie sehen also auch hier, daß es für uns finanzwirtschaftlich das Wort „unmöglich“ nicht gibt, wenn wir nur — wollen, und hier handelt es sich um nichts Geringeres als um das „größte Finanzgeschäft, das die Welt bis dahin gesehen hat“.

Ich brauche vor dieser Versammlung wohl kaum darauf hinzuweisen, daß es die Pflicht eines jeden Bürgers, des reichen und des wohlhabenden, aber auch des minderbemittelten ist, sich nach Maßgabe seiner Kräfte — und die sollte er nicht unterschätzen! — an der Beschaffung der Mittel zur Veffreitung der Kriegskosten zu beteiligen. Man hat ausgerechnet, daß wir für Heer und Marine jetzt monatlich etwa eine Milliarde mehr brauchen als in Friedenszeiten.*) Ich habe die Rechnung nicht nachprüfen können; jedenfalls aber handelt es sich bei einer Armee von mehreren Millionen Soldaten, Offizieren und Ärzten um ungeheuerere Aufwendungen, die gemacht werden müssen. Und was es zu bedeuten hat, wenn unsere Waffen uns Tage, Wochen oder gar Monate früher den Frieden bringen würden, als es unsere Feinde möchten, das wird sich ein jeder selbst sagen können, der

*) Unsere Kriegsausgaben betragen, wie der Staatssekretär des Reichsschatzamt Dr. Seiffert am 29. August und 14. Dezember 1915 im Reichstage ausführte, jetzt monatlich ungefähr 2 Milliarden Mark im ganzen. (Nachzüglicher Zusatz.)

an die unheimlich schweren Opfer von Gut und Blut denkt, die die 7 $\frac{1}{2}$ Monate Krieg schon gefordert haben. —

Bei den Verhandlungen über das Wagnersche Programm in der Deutschen Nationalversammlung am 12. Januar 1849 schloß Franz Raveaux aus Köln seine Rede mit dem uralten mannhaften Mahnspruche seiner Vaterstadt:

„Halte fest am Reich, du kölnischer Bauer,
Mag es nun fallen süß oder sauer“.

Lassen Sie auch uns geloben: in Freud' und Leid in heißer Liebe und unverbrüchlicher Treue an Kaiser und Reich festzuhalten, besonders aber in der jetzigen furchtbar ernsten Zeit bis zum Äußersten, bis zum letzten Atemzuge in unserer Brust durchzuhalten, — dann wird uns aus diesem heiligen Kriege jene Wunderblume von Deutschland erblühen, die Ferdinand Freiligrath in seinem von echt vaterländischer Leidenschaft durchglühten Gedichte mit unvergleichlicher Meisterschaft feiert; denn, wie Friedrich List einmal sagt, — und damit will ich schließen —:

„Man muß den Mut haben, an eine große Nationalzukunft zu glauben, und in diesem Glauben vorwärtszuschreiten“.⁶

Anmerkungen.

¹ (zu S. 1). Auf den Kopf der Bevölkerung (1913) berechnet.

² (zu S. 5). Während des Krieges auch an Darlehnskassenscheinen.

³ (zu S. 12). Roheisen: 1912!

⁴ (zu S. 12). In den Jahren 1886/1912 ging der Anteil Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschlands am Welthandel von 52,7% auf 48,4%, also 4,3% zurück, und entsprechend nahm der Anteil der übrigen Länder zu. Im einzelnen verloren von ihrer Einfuhr und Ausfuhr England (20,8—16,6 =) 4,2% und Frankreich (12,5—9,0 =) 3,5%, während die Vereinigten Staaten (9,1—9,9 =) 0,8% und Deutschland (10,3—12,9 =) 2,6% gewannen.

⁵ (zu S. 19). Gedankenleser gibt es glücklicherweise nicht. Aber daß der leidenschaftlichste Vorkämpfer des Ausfuhr-Industriestaates

„die liberale Idee der nationalen untergeordnet“ (Dieckel) und für landwirtschaftlichen und industriellen Erhaltungsschutz eine Lanze gebrochen haben würde, wenn und weil die völlig veränderten Zeitverhältnisse diese handelspolitische Maßnahme forderten, kann u. E. nicht zweifelhaft sein; nichts ist ja bezeichnender für List's ganze Gedankenwelt als der Satz in der Abhandlung „Die politisch-ökonomische Rationaleinheit der Deutschen“: „Was hälfe es dir, so du die ganze Welt gewännest und nähmest doch Schaden an deiner — Nationalität“. (Das Zollvereinsblatt. 3. Jahrgang. Nr. 47 vom 25. November 1845. S. 938.)

Die entgegengesetzte Ansicht vertritt namentlich Dieckel in seiner scharfsinnigen, aber spitzen Schrift: List's Rationales System und die „Rationale“ Wirtschaftspolitik. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1912 und aus früherer Zeit z. B. Jentsch, Friedrich List. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1901. S. 168—171 und Loß, Die Zukunft der deutschen Handelspolitik im Geiste Friedrich List's (1892) in: Mollat, Volkswirtschaftliches Quellenbuch. 4. Aufl. 13.—17. Tausend. Osterwieck/Harz, A. W. Zickfeldt, 1913. S. 512—515.

Über das Verhältnis von Landwirtschaft, Handel und Industrie in dem Deutschland der Zukunft siehe z. B. List in dem Aufsatz „Wir wollen keine Fabriken!“: „Deutschland kann und soll kein England, d. h. es soll kein Land werden, in welchem die Manufakturen und der Handel das Übergewicht behaupten, sondern nur eines, wo diese beiden Faktoren des Nationalreichtums mit dem dritten, der Landwirtschaft, im Gleichgewicht stehen“. (Das Zollvereinsblatt. Nr. 24 vom 12. Junius 1843. S. 435.)

^a (zu S. 25). Ohne diesen bergewerkenden Glauben wäre List nicht einer der großen Erzieher unseres Volkes geworden. Der folgende Abschnitt aus einem meiner Vorträge über ihn (Siegen, den 2. April 1914) soll einen anspruchslosen Beitrag zur Würdigung seiner überragenden Persönlichkeit bilden:

Wer in der Geschichte der deutschen Volkswirtschaft genauer Bescheid weiß, der weiß auch, daß am 6. August 1914 125 Jahre seit dem Tage verfloßen sind, an dem ihr bedeutendster Vertreter, Friedrich List, geboren wurde. Weniger bekannt aber ist es, daß schon List die Forderung einer staatsbürgerlichen Erziehung und Bildung unseres Volkes mit allem Nachdruck erhoben hat, und dies in einer Zeit, wo wir uns in unserer politischen Ohnmacht und Zerrissenheit, wie er einmal schreibt, zu Wasserträgern und Holzhackern der Briten erniedrigten. Zwei Worte namentlich stammen von ihm, die in goldenen Buchstaben an allen Rathäusern und an allen Schulen, ja an allen Gebäuden prangen sollten, in

denen öffentliche Angelegenheiten erörtert und unsere Söhne und Töchter zu tüchtigen Menschen erzogen werden, nämlich die Worte: „Ein Staatsdiener“, — oder sagen wir lieber: ein Staatsbürger — „der seine Landesverfassung nicht kennt, ist ein bloßer Färbergaul, welcher nichts von der Maschine weiß, woran er zieht“ und ferner: „Sollen in Deutschland die Nationalinteressen durch die Theorie der politischen Ökonomie gefördert werden, so muß sie Gemeingut aller Gebildeten in der Nation werden“.

Gewiß, es ist in unseren Tagen, denen es vorbehalten blieb, die Röntgenstrahlen, die Funkentelegraphie, das Kernlicht, das Radium und das lenkbare Luftschiff zu erfinden oder zu entdecken, — es ist in unseren Tagen keine Kleinigkeit, das, was man „allgemeingebildet“ nennt, selbst in bescheidenen Grenzen zu bleiben; denn die ganze moderne Entwicklung drängt nun einmal zur Arbeitsstellung auf allen Gebieten menschlichen Denkens und Handelns, in Kunst, Wissenschaft und Technik, in Gewerbe, Handel und Industrie, in Kirche und Schule, in Staat und Gemeinde. Aber trotz dieser unsehbaren Tatsache kann unter allen Männern und Frauen, die es mit unserem Volke gut meinen, kein Zweifel darüber bestehen, daß nichts mehr zur Erweckung, Pflege und Stärkung vaterländischer Gesinnung beiträgt als das Verständnis für die Eigenart unserer deutschen Kultur. Und ist es deshalb ein unbilliges Verlangen, daß Jung und Alt sich in unsere reiche geschichtliche Vergangenheit immer wieder von neuem vertiefen und sich namentlich mit der großen weltumgestaltenden Bewegung innig vertraut machen sollte, die vom Frankfurter Parlament, der Nationalversammlung, über Düppel, Königgrätz und Sedan nach Versailles geführt und ihren ruhmvollen Abschluß in der Errichtung des Deutschen Reiches gefunden hat? Aber wer greift in einer Mußstunde auch nur einmal zu dem Grundgesetze dieses Reiches, zu unserer Verfassung vom 16. April 1871? Wer hält es für der Mühe wert, diese unvergleichliche, auf gesundestem Realismus aufgebaute Schöpfung des Staatsmannes auch nur flüchtig durchzubläffern, dessen 100. Geburtstag wir im nächsten Jahre feiern können? Und doch sind es nur wenige Artikel! Aber wie schwerwiegend ist der Inhalt der meisten von ihnen, und wie unentbehrlich ist ihre Kenntnis zur Beurteilung der großen nationalen Fragen, die unseren Kopf und unser Herz tagtäglich bewegen und erregen! Wie viele unfruchtbare und leidenschaftliche Kämpfe wären unserem Volke erspart geblieben, wenn seine Führer stets der Mahnung eingedenk gewesen wären: „Erst das Vaterland und dann die Partei!“ Jawohl, uns muß immer mehr in Fleisch und Blut übergehen das volle Bewußtsein der unendlichen Segnungen, deren wir uns als Bürger

des Deutschen Reiches erfreuen können, — wie hätten uns unsere Vorfahren um dieses Glück beneidet, denen es nicht einmal vergönnt war, das gelobte Land ihrer politischen Hoffnungen aus der Ferne zu schauen!

Aber auch sonst verdient es Friedrich List, „weniger erhoben und fleißiger gelesen“ zu werden, — gehört er doch schlechterdings zu den Sprachkünstlern, zu den nicht eben häufigen Publizisten, denen Wahrheit und Klarheit zur zweiten Natur geworden ist, denen für den treffendsten Gedanken der treffendste Ausdruck zu Gebote steht. Je nach dem behandelten Gegenstande bewegt sich seine Rede bald in ruhigen, gemessenen Bahnen, bald stürzt sie dahin wie ein Bergstrom, der alle Hindernisse und Widerstände mit elementarer Gewalt nimmt; bald erhebt sie sich zu einem wirksamen Pathos, das uns, wir mögen wollen oder nicht, gefangen nimmt, packt, festhält und dauernd in seinen Bann zwingt. Wit und Humor, Ironie und Satire weiß List zur rechten Zeit und am rechten Ort meisterhaft spielen zu lassen. Dabei zeichnet sich seine Darstellung durch eine erfrischende Ursprünglichkeit und Natürlichkeit aus, wie ja seinem Wesen überhaupt alles Gekünstelte und alle Pose fremd, ja verhaßt war.

So feiert er die See als die Hochstraße des Erdballs und den Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker der Erde; eine Nation ohne Schiffahrt ist für ihn ein Vogel ohne Flügel, ein Fisch ohne Flossen, ein zahnloser Löwe, ein Hirsch an der Krücke, ein Ritter mit hölzernem Schwert, ein Helote und Knecht der Menschheit; die Eisenbahn nennt er den Herkules, der die Völker erlösen wird von der Plage des Krieges, der Teuerung und der Hungersnot, des Nationalhasses und der Arbeitslosigkeit, der Unwissenheit und des Schlendrians; dagegen kommt ihm ein Land ohne Kommunikationen wie ein Haus ohne Treppen, ohne Türen und Gänge vor.

Beilage.

Königin Luise.*)

Meine Damen und Herren! Wer die königliche Frau, die wir als die Verkörperung edelster deutscher Weiblichkeit lieben und verehren wie kaum eine andere Fürstin, bei der heutigen Erinnerungsfeier in einer kurzen Ansprache zu würdigen hat, der findet sich vor eine schwierige Aufgabe gestellt. Denn in 15 oder 20 Minuten kann man schlechterdings kein einigermaßen erschöpfendes Bild ihres zwar kurzen, aber bewegten und reichgelegneten Lebens geben, geschweige denn außerdem noch die geistigen und sittlichen Strömungen, die gesellschaftlichen und politischen Zustände in unserem Vaterlande am Ausgange des 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts schildern, ohne deren Kenntnis ihre charaktervolle Persönlichkeit, ihre innere Entwicklung, ihre überragende Stellung unter den Zeitgenossen und ihr Lebenswerk nun einmal nicht verstanden werden können. Und ferner ist, wie begreiflich, gerade in den letzten Tagen und Wochen in Zeitungen und Zeitschriften, in besonderen Abhandlungen und Büchern über die Mutter des ersten Deutschen Kaisers aus dem Hause Hohenzollern so viel geschrieben worden, daß man sich allen Ernstes fragen muß, ob man dem Gegenstande noch neue Seiten abzugewinnen und seinen Zuhörern etwas Selbständiges zu bieten vermag.

Vielleicht wird man unter diesen Umständen seiner Aufgabe noch dadurch am ehesten gerecht, daß man die Königin Luise selbst zu Worte kommen läßt und im Anschlusse an einige ihrer eigenen Aussprüche ihre Bedeutung für unsere Zeit, für das deutschnationale Leben der Gegenwart, zu beleuchten versucht.

Lassen Sie uns also diesen Weg einschlagen: er wird uns wohl noch am sichersten zum Ziele führen.

„Das Bedürfnis, in Idealen zu leben, war mir von jeher eigen und gehört zu meiner Natur“, so schreibt die treue Tochter im Sommer 1808 aus dem äußersten Osten der Monarchie, aus Königsberg an den geliebten Vater, den Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz.

Sind das etwa nur leicht hingeworfene Worte, wie sie einem jeden einmal in die Feder fließen, Kinder einer flüchtigen Stimmung,

*) Ansprache bei der Königin Luise-Erinnerungsfeier am 10. Juli 1910 in Siegen. (Wiederabdruck aus dem *Siegerländer Heimathuch*. Herausgegeben von Georg Kollat. 1.—16. Tausend. [Vergriffen.] Siegen, Volksbildungsverein, 1914. S. 129—131.)

die so schnell vergehen, wie sie kommen, und die deshalb auch keine bleibende Spur hinterlassen? Oder sind sie nicht vielmehr der Ausdruck einer in harten inneren Kämpfen gewonnenen Weltanschauung, das Spiegelbild einer Seele, die das menschliche Leben in all' seinen Höhen und Tiefen kennen gelernt hat, und die durch ihre eigensten Erfahrungen, ihr Lieben und Leiden in dem Glauben an die Macht der Ideen nur noch mehr bestärkt und befestigt worden ist?

Ich denke, die Antwort kann uns nicht schwer fallen.

Denn wie sah es damals, im Jahre 1808, in Preußen aus? Wir alle wissen, schlimm genug! Der Staat Friedrichs des Großen, von Napoleon auf das tiefste gedemüthigt und zu Boden geworfen, war ein Spielball in den Händen dieses unheimlichen kriegsgewaltigen Mannes; der Frieden von Tilsit hatte Friedrich Wilhelm III. seine schönsten Provinzen und 5 Millionen Untertanen gekostet; kein Hoffnungsstern leuchtete am Himmel unseres Vaterlandes, und selbst manche der Besten verloren den Mut und verzweifelten an der Zukunft ihres Volkes.

Sollte es da wirklich nur ein bloßer Zufall sein, daß die Königin Luise sich auch in dieser „Zeit der schweren Noth“ freudig zu dem bergeversehenden Idealismus unseres Schiller bekennt, der ihr von allen Klassikern innerlich wohl am nächsten stand, und dem sie vor vielen anderen ein volles reifes Verständnis und eine geradezu begeisterte Verehrung entgegenbrachte? Ach nein! Der an Leib und Seele zerschlagenen Landesmutter wäre schon damals das Herz gebrochen, wenn es sich nicht mehr hätte aufrichten können an dem unerschütterlichen Vertrauen auf den endlichen Sieg der Ideen des Guten, des Wahren und des Schönen auch auf Erden. „Es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten“, meint sie selbst einmal bei einer anderen Gelegenheit, und von der gleichen Überzeugung sind auch ihre Worte getragen: „Auf dem Wege des Rechtes leben, sterben und, wenn es sein muß, Brot und Salz essen, das ist unser fester Vorsatz“. Spricht aus diesen schlichten Worten nicht der ganze herbe Stolz derselben Gesinnung, die wir auch an einem anderen Großen, dem Denker von Königsberg, Immanuel Kant, immer wieder von neuem bewundern, dem Verkündiger der imposanten Lehre vom kategorischen Imperativ der Pflicht, der einmal schreibt: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben?“

So wollen auch wir in dieser feierlich-ernsten Stunde geloben, die Fahne des Idealismus hochzuhalten gegenüber einem das Haupt frech erhebenden zügellosen Materialismus, der an die Stelle von Ewigkeitswerten seine eigenen Götter setzen möchte, der uns Kleine

stalt Brot bietet, der das Herz kalt und leer und arm macht, der den Geist tötet, der sich an unsere niedrigsten Leidenschaften wendet:

Er beföret die Menge,
Die blöde, die enge,
Die gestern wie heute
Eine sichere Beute
Ist der gleißenden Gaukler,
Der Gedankenschaukler,
Der losesten Schwärmer,
Der bösesten Heßer.

Wie jedermann weiß, wär' die Herrschaft der Massen,
Des Pöbels auf den Straßen und Gassen,
Der Volksverführer tödlich' Gebot
Für unsere ganze Kultur der Tod,
Der Tod für alles geistige Streben,
Für Kunst und Sitte, fürs staatliche Leben.

Gesetz und Freiheit im rechten Verein!
Das soll auch in Zukunft die Lösung sein,
Das Ziel im Kampf um die höchsten Güter
Der Menschheit: wir wollen treue Hüter
Und Pfleger der Ideale bleiben
Im Denken und Handeln, im Reden und Schreiben.

Gewiß, im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, des Großkapitalismus und der Großindustrie, der Weltwirtschaft und des Weltverkehrs liegt die Gefahr nur zu nahe, daß wir über dem Zeitlichen immermehr das Zeitlose vergessen, daß wir von unseren ewigen Zielen und Aufgaben immer mehr abgelenkt werden.

Aber, wie heißt es doch bei Goethe?

„Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte“,
und weiter:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könn' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigene Kraft,
Wie könn' uns Göttliches entzücken?“

Wohlan denn, so lassen Sie uns mit der Arbeit an unserem inneren Menschen beginnen, ehe es Nacht wird, da niemand mehr wirken kann; lassen Sie uns aber auch der heiligen Pflichten eingedenk sein, die wir gegen unsere Kinder haben, — das köstlichste Gut, das uns anvertraut ist, — für deren zeitliches und ewiges Heil wir mitverantwortlich sind.

Es wäre geradezu verwunderlich, wenn die Königin Luise, die warmherzige Verehrerin Pestalozzis, sich über diese unendlich wichtige Frage — eine der Lebensfragen eines jeden Volkes — nicht irgendwie geäußert hätte. Denn es gibt wohl nur wenige Fürstinnen, die ein so glückliches Familienleben geführt haben, und die so innig liebende und so innig wieder geliebte Frauen und Mütter gewesen sind, wie sie es war. Und so finden wir denn in der Tafel bei ihr zwei Aussprüche, so einfach und so schmucklos, aber auch so bezeichnend und so treffend, daß sie es verdienen, hier wörtlich wiedergegeben zu werden. Sie lauten: „Unsere Kinder sind unsere Schätze“, und „Meine Söhne, laßet Euch nicht von der Entfaltung des Zeitalters hinreißen, werdet Männer“.

„Unsere Kinder sind unsere Schätze“. Schätze hütet man vor allem, was ihnen ihre Reinheit und Schönheit nehmen und ihren Glanz und ihr Feuer verdunkeln kann. Haben wir unsere Kinder immer vor dem Bösen behütet, vor den mannigfachen Versuchungen, die — oft in verführerischer Gestalt, in Wort und Schrift — an sie herangefreten sind? Sind wir selbst ihnen immer ein Vorbild gewesen, zu dem sie voll Ehrerbietung emporblicken können? Haben wir die Schule in ihrer Arbeit immer so unterstützt, daß die Saat, die sie austreut, auch hundert- und tausendfältige Frucht bringen konnte? Die Frucht der Gottesfurcht, der Menschenliebe, der Achtung vor den Gelezen und vor der Obrigkeit, der unbedingten Wahrhaftigkeit und der hingebendsten Treue? — So viel bestimmte Fragen, so viel unbestimmte und ausweichende Antworten! Und doch müssen auf dem Gebiete der Jugenderziehung alle Kräfte in Schule und Haus, in Staat und Gemeinde zusammenwirken, denn es handelt sich hierbei zuguterletzt um nichts geringeres als um unsere ganze Zukunft, um unser ganzes Dasein: nur ein tüchtiges heranwachsendes Geschlecht kann erwerben und besitzen, was es von seinen Vätern ererbt hat.

Und so rufe ich denn namenlich unseren Jünglingen zu: „Werdet Männer“, Persönlichkeiten, keine bloßen Nummern, aber auch keine Herrenmenschen! Laßet auf dem Altare Eueres Herzens lodern die Flamme der Begeisterung für die Helden des Schwerkes und der Feder, die für ein freies, einiges und mächtiges Deutschland gelitten und gestritten haben, für Männer wie Körner, Blücher, Scharnhorst und Stein, wie Arndt, Jahn und Uhland, wie Wilhelm I., Bismarck und Moltke.

Meine Damen und Herren! Einem Moses war es vergönnt, das gelobte Land wenigstens aus der Ferne zu schauen; die Königin Luise mußte die müden Augen für immer zu einer Zeit schließen,

wo, wie sie selbst einmal meint, Gott den zu sich nimmt, den er lieb hat. 60 Jahre nach ihrem Tode, am 19. Juli 1870, rief ihr Sohn sein Volk zu den Waffen, zum Kampfe gegen Frankreich, zum Kampfe für die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ so können wir, voll heißen Dankes gegen des Himmels gnädige Führung, mit ihm, dem ersten Deutschen Kaiser aus dem Hause der Hohenzollern, ausrufen: wir, die glücklichen Epigonen, die Bürger eines Reiches, das im Kate der Völker geachtet dasteht, das da reich ist „an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Befittung!“

Möchten wir — und damit will ich schließen — möchten wir beherzigen und wahr machen die Worte der „deutlichsten der deutschen Frauen“: „Wer liebt, der lebt, und nur der lebt, der liebt, das ist mein Wahlspruch, mit dem ich lebe und sterbe“.

Das walle Gott.

Kaiser Wilhelm II. *)

Meine Herren! Wir haben uns heute Abend hier versammelt, um die 25. Wiederkehr des 15. Juni 1888 festlich zu begehen, des Tages, an dem Wilhelm II. im jugendlichen Alter von 29 Jahren auf den Thron seiner Väter berufen wurde. Wer bei einer solchen Veranstaltung eine kurze Ansprache zu halten hat, der befindet sich in einer argen Verlegenheit. Dem einmal kann man die umfassende und vielseitige Tätigkeit Wilhelms II. naturgemäß nicht in wenigen Worten nach Gebühr würdigen, — hat er sich doch um unsere ganze Kultur unbestritten die größten Verdienste erworben und sich, wenn nicht alles trügt, auch in der Geschichte für alle Zeiten einen Platz als Friedenskaiser und als sozialer Kaiser gesichert. Dann aber läuft man, auch wenn man noch so aufrichtig und wahrhaftig bleiben möchte, zu leicht Gefahr, die schlechten Gewohnheiten überschwenglicher und liebedienerischer Lobredner anzunehmen, und damit würde doch ganz gewiß niemand weniger gedient sein als dem Manne, dem unsere heutige Feier gilt. Ich werde deshalb vornehmlich die schlichten Tassachen sprechen lassen, da aber, wo ein Urteil zur Pflicht wird, ein rechtes Gericht zu richten suchen.

Wer sich mit unserem Kaiser etwas eingehender beschäftigt, dem wird es schon bald als der ausgeprägteste Zug in seinem Wesen erscheinen müssen, daß er ein Mann ist, der seine eigenen Wege geht, der, unbekümmert um das Lob oder den Tadel der Menge, seinen Gedanken und Gefühlen oft in schärfster Weise Ausdruck gibt, der seinen Anregungen und Plänen mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit Geltung zu verschaffen sucht.

Aber können wir ihm hieraus auch nur den leisesten Vorwurf machen? Hat er etwa jemals leichten Herzens die Grundlagen zu erschüttern gesucht, auf denen unser ganzes Staatsgebäude beruht? Oder hat er nicht vielmehr streng konstitutionell je und je gegeben: dem Kaiser, was des Kaisers, dem Bundesrat, was des Bundesrats, und dem Reichstag, was des Reichstags ist? Und pflegen wir nicht andererseits sonst als höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit zu preisen, die vornehmlich in unserem alles gleichmachenden demokratischen Zeitalter einen ganz besondern Wert habe?

*) Ansprache bei der Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Wilhelms II. am 16. Juni 1913 in Siegen. (Wiederabdruck aus dem Siegerländer Heimatbuche. Herausgegeben von Georg Molliat. 1.—16. Landeb. [Verziffen.] Siegen, Volksbildungsverein, 1914. S. 130—130.)

Das wäre fürwahr ein neunmal Weiser,
 Der behaupten wollte, daß unser Kaiser
 Als Träger und Hüter der Reichsgewalt,
 Als Schutz und Schirm von jung und alt,
 Zu dem voll Vertrauen blicket empor
 Des ganzen Volkes bewegter Chor,
 Dem Reich und Arm den schuldigen
 Respekt erweisen und freudig huldigen, —
 Ich meine, der wäre schlecht beraten,
 Der diesem modernsten Potentaten
 Bestreiten wollte das heiligste Recht
 Des Menschen: nicht wie ein feiler Knecht,
 Nein! als ein Freier dem hohen Flug
 Seines Geistes und seines Herzens Zug
 Zu folgen und idealem Streben
 Wie ein jeder andere Bürger zu leben.

Daß übrigens dem Kaiser Anwendungen, wie sie den römischen Cäsaren eigen waren, durchaus fremd sind, das bezeugt wohl am besten ein Satz aus dem Wandspruche, der in seinem Arbeitszimmer hängt, und den er tagtäglich vor Augen hat: „Die Welt ist so groß und die Menschen sind so klein: da kann sich doch nicht alles um uns allein drehen.“

Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß der Kaiser nicht von der überragenden Bedeutung seiner Stellung erfüllt und durchdrungen wäre, daß er nicht, wenn es die Umstände verlangen, an die Überlieferungen seiner Vorfahren anknüpfte und, gerade so wie sie, sein Amt unmittelbar auf Gott zurückführte: „Wir Hohenzollern“ — so erklärte er einmal — „nehmen unsere Krone nur vom Himmel und haben die darauf ruhenden Verpflichtungen dem Himmel gegenüber zu vertreten . . . Das ist das Königtum von Gottes Gnaden mit seinen niemals endenden, stets andauernden Mühen und Arbeiten, mit seiner furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordnetenhause, kein Volk den Fürsten entbinden kann.“

Wie man nun auch vom religiösen, vom philosophischen oder vom politischen Standpunkte aus über das „Königtum von Gottes Gnaden“ denken und urteilen mag, so viel wird ein jeder unbefangene Beobachter der letzten 25 Jahre deutscher Geschichte zugeben müssen, daß es unserem Kaiser mit der Erfüllung seiner Pflichten heiliger Ernst ist, daß er wie sein Ahnherr, der große Friederich, nichts anders sein will als der erste Diener des Staates, und daß des Volkes Wohl das höchste Gesetz, den Maßstab und die Richtschnur für sein Tun und Lassen bildet.

Gerade er ist, wie es mir scheinen will, ein unübertreffliches Beispiel für die unendlichen Vorzüge, die monarchische Verfassungen vor republikanischen haben. Wie ganz anders dachte man vielfach bei uns noch vor zwei Menschenaltern hierüber! Und vor wessen geistigem Auge stiegen da nicht die glänzenden Verhandlungen über die Kaiserfrage auf, die im ersten deutschen Parlament, in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. geführt wurden, und in denen glühende Patrioten wie Dahlmann und Uhland die Klänge miteinander kreuzten, — der eine der überzeugteste Anhänger der Monarchie, der andere einer ihrer entschiedensten Gegner, der Urheber der beiden berühmten geflügelten Worte: „Die Revolution und der Erbkaiser, das ist ein Jüngling mit grauem Haare“, und „Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist.“

Heute gibt es bei uns keine Meinungsverschiedenheit mehr in diesen Dingen, heute wissen wir, daß die Freiheit des einzelnen, die Wohlfahrt des Ganzen und der Gesamtheit, der Fortschritt auf allen Gebieten menschlicher Kultur nirgendwo besser verbürgt ist als unter dem Szepter eines kraftvollen Herrschers, der sich in unermüdlicher Arbeit betätigt und verzehrt. Fast sollte man meinen, Otto v. Bismarck, dem Staatsmanne, und Gustav Falke, dem Dichter, habe unser Kaiser vorgeschwebt, als sie schrieben:

„Wir sind nicht auf dieser Welt, um zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun“, und

„Satt sein macht stumpf und träge,
Kampf hält die Kräfte rege.“

Jawohl, ein adeliger Kämpfer, ein Ritter ohne Furcht und Tadel ist unser Kaiser von jeher gewesen: mit der Waffe hohen sittlichen Ernstes hat er im engeren Kreise vertrauter Freunde, vor den Bundesfürsten, vor der Volksvertretung, vor der breitesten Öffentlichkeit, in Wort und Schrift, für seine Ideen mit Würde und mit Nachdruck gestritten. Und wenn diese, in ihren ersten oder letzten Zielen auf die Erhaltung des Friedens gerichtete 25jährige Tätigkeit, wie begreiflich, dem ganzen Volke in allen seinen Teilen zugute gekommen ist und belebend, befördernd und befruchtend auf jede Art ehrlicher Arbeit gewirkt hat, so hat sie doch in erster Linie unserem Erwerbsleben Ströme reichsten Segens zuführen können.

Sie werden mit mir darin einverstanden sein, daß ich der verlockenden Versuchung widerstehe und davon absehe, den Nachweis für die Richtigkeit dieser Behauptung im einzelnen zu erbringen. Immerhin aber wollen wir, da wir ja alle mehr oder weniger im geschäftlichen Leben stehen oder doch zu ihm Beziehungen haben,

uns wenigstens einige besonders bezeichnende Tatsachen ins Gedächtnis zurückzurufen.

Und da finden wir denn beispielsweise das folgende: Unsere Bevölkerung ist seit dem Jahre 1888 um 18 Millionen gestiegen, und diese haben — zum größten Teile in Gewerbe, Handel und Industrie — mit Leichtigkeit lohnende Beschäftigung finden können, unsere ganze Lebenshaltung hat sich seitdem erheblich verbessert, und infolgedessen ist die Sterblichkeit gegen früher bedeutend zurückgegangen; wir sind immer mehr aus einem überwiegenden Agrarstaate ein überwiegender Industriestaat geworden, unser Außenhandel weist ein Mehr von 12 Milliarden M. jährlich auf, unser Eisenbahnetz hat 20000 km zugenommen, und endlich hat sich der Eisenbahngüterverkehr vervierfacht.

Auch unsere engere Heimat ist bei dieser einzig dastehenden Aufwärtsbewegung nicht zu kurz gekommen; namentlich aber hat im letzten Jahre, im Jahre 1912, im Siegerlande die Förderung von Eisenstein, die Herstellung von Roheisen, von Flußeisen, von Blechen und von Guß der Menge und dem Werte nach Zahlen erreicht, die unsere Wirtschaftsgeschichte bisher noch nicht kannte.

Und wer hat an diesem Aufschwunge lebhafteren und wärmeren Anteil genommen als unser Kaiser?

War er es nicht, der dem Begründer des Weltpostvereins, dem genialen ersten Staatssekretär des Reichspostamtes, Dr. Heinrich v. Stephan, sein Bildnis mit der Widmung übersandte: „Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs. Er durchbricht die Schranken, welche die Völker trennen, und knüpft zwischen den Nationen neue Beziehungen an?“ War er es nicht, der im Jahre 1891 die Handelsverträge geradezu als eine rettende Tat pries?, der das Wort prägte: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser?“ Und feierte er nicht mit dem ihm eigenen feurigen Schwunge die Verflechtung unserer Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft in jener Rede, die er am 18. Januar 1896 zum 25jährigen Jubiläum der politischen Wiedergeburt unseres Vaterlandes hielt? „Aus dem Deutschen Reiche“ — so rief er damals aus — „ist ein Weltreich geworden. Überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren hat.“

Gott sei dank, sind die Zeiten ein für allemal vorüber, in denen Deutschland nichts weiter als ein geographischer Begriff war, in denen wir uns, wie unser großer Volkswirt und Vaterlandsfreund

Friedrich List einmal sagt, zu Wasserträgern und Holzhackern der Briten erniedrigten, in denen wir ein Nationalgefühl, ein Nationalbewußtsein, einen Nationalstolz kaum von Hörensagen kannten.

Oder sollen wir etwa jene jammervollen Zeiten wieder herbeisehnen, in denen ein Mann wie der Philosoph Hegel, just derselbe, der die Geschichte als ein Fortschreiten im Bewußtsein der Freiheit kennzeichnete, den schlimmsten Freiheitsfeind Napoleon I. als Weltseele feierte und — unmittelbar vor der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt! — den französischen Waffen den Sieg über die preussischen wünschte? Gegenüber dieser Gesinnung wirkt wie eine förmliche Offenbarung das Bekenntnis eines unserer Besten aus jenen Tagen, das des Turmwaters Jahn: „Als Kind habe ich für das Vaterland gebetet, als Knabe geglüht, als Jüngling geschwärmt, als Mann geredet, geschrieben, gestritten und gelitten.“

Gewiß ist es etwas Schönes um das Weltbürgerthum, aber nicht, wenn es boden- und userlose Utopien verwirklichen will, sondern, wenn es die Eigenart der einzelnen Völker zu ihrem vollen Rechte kommen läßt, in ihr wurzelt und aus ihr Nahrung, Saft und Kraft zieht. Und gibt es da wohl ein Volk auf der Welt, das auf eine ruhmvollere Vergangenheit zurückblicken könnte als das unsrige, das begnadetere Männer des Schwerles und der Feder hervorgebracht hätte als das deutsche gerade vor 100 Jahren, und das eine an Werken des Friedens reichere Gegenwart durchlebte?

Wohlan denn, so lassen Sie uns in dieser festlichen Stunde dem Manne heißen Dank aussprechen, der zu dieser Blüte beigetragen hat wie kein anderer; lassen Sie uns aber auch das Gelübde unverbrüchlicher Hingabe an ihn erneuern, und lassen Sie uns endlich für ihn und sein ferneres Walten von Herzen alles Gute erbitten.

Wir danken des Kaisers Majestät,
 Daß er unermülich, früh und spät,
 Mit festem Sinn und mit starker Hand
 Sorgt für das Wohl von Volk und Land.

Wir geloben dem Kaiser heute aufs neue
 In Ehrerbietung Liebe und Treue.

Wir ersehnen des Himmels reichen Segen
 Auf sein teures Haupt: auf all seinen Wegen
 Möge Gott der Herr ihn gnädig geleiten
 In frohen wie in trüben Zeiten.

Meine Herren! Ich bin mit meiner Ansprache zu Ende und fordere Sie jetzt nur noch auf, mit mir einzustimmen in den Ruf:
 König und Vaterland, Kaiser und Reich, — sie leben hoch,
 hoch, hoch!

Früher erschien:

Dr. Mollat, Reden und Redner des ersten deutschen Parlaments. Osterwieck/Harz, A. W. Zickfeldt, 1895. XVI und 832 S. Gr. 8^o. 5 M.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, 6. Bd., 1895, IV 5, Nr. 377: „Ausgezeichnet in seiner Art ist Mollats Werk „Reden und Redner“. . . M. hat für unser erstes deutsches Parlament ein Handbuch geliefert, das seinesgleichen wohl nicht besitzt. . . Aus dem ganzen Werk ist auch für die Gegenwart so viel zu lernen, daß man dem Fleiß und der Hingabe des Herausgebers nicht genug danken kann“.

Die Post vom 6. Juni 1895, 1. Beilage: „Das Werk ist mit ungemeinem Fleiße gearbeitet und durchaus übersichtlich; es wird sicher für die Geschichte jener hoffnungsreichen Zeit eines der wertvollsten Quellenwerke bleiben.“

Zentralblatt für Rechtswissenschaft, 1895, Nr. 169: „Die „Reden und Redner“ können, wie es der Verfasser wünscht, in der Tat sein und werden: ein unübertreffliches politisches Bildungs- und Lehrmittel, eine klassische Schule der Beredsamkeit und ein überaus wertvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Politik.“ (Prof. Dr. v. Kirchenheim in Heidelberg.)

Siegerländer Heimatbuch. Unter Mitwirkung zahlreicher Freunde des Siegerlandes herausgegeben von **Dr. Mollat**. 1.—10. Tausend. (Vergriffen.) Mit einem Titelbild in Lichtdruck und 4 Abbildungen im Text. Siegen, Volksbildungsverein, 1914. XII u. 244 S. Gr. 8^o. Gebd. 1,80 M.

Braunschweigische Landeszeitung vom 10. Juli 1914: „Nach Inhalt und Ausstattung vorbildlich.“

Deutsche Gaue, 1915, Heft 317/318: „Ein Heimatbuch im wahren Sinne des Wortes, das von wenigen gleichartigen Werken an Reichhaltigkeit und Allseitigkeit des Stoffes erreicht wird.“

Essener Generalanzeiger vom 4. Juli 1914: „Das schöne, auch äußerlich hübsch ausgestattete und billige Werk ist in der Gründlichkeit und Vielseitigkeit seines Inhalts, in dem Geist und in der Wärme seines Tons ein Muster dafür, wie man durch wohlfeile Verbreitung der Kenntnis der Heimat wahre Liebe zu ihr und damit zum Vaterland weckt.“ (Hauptschriftleiter **Dr. Winzer** in Essen.)

Sauerländischer Gebirgsbote, 1915, S. 72: „Das Siegerland kann stolz auf sein Heimatbuch sein.“



Früher erschien:

Dr. Mollat, Volkswirtschaftliches Quellenbuch. Eine Einführung in die Geschichte, die Theorie und die Praxis von Handel, Industrie und Verkehr. 4. Aufl. (13. - 17. Tausend.) Mit dem Bilde Friedrich List's. Osterwieck/Harz, A. W. Ficksfeldt, 1913. XXVIII und 654 S. Gr. 8°. Gebd. 4,50 M.

Prof. Dr. Adler, Studiendirektor der Handelshochschule zu Leipzig, im „Leipziger Tageblatt“ vom 18. Juli 1905, Nr. 360 (3. Beilage): „Wir sind in der glücklichen Lage, unsere Handelswelt auf ein treffliches Buch aufmerksam machen zu können, das ihre Beachtung im vollsten Maße verdient. „Volkswirtschaftliches Quellenbuch“ ist sein Titel, und volkswirtschaftliche Belehrung aus dem Munde und der Feder anerkannter Gelehrter und Staatsmänner sein Zweck . . . Die Lösung dieser Aufgabe steht voraus, daß der Herausgeber ein Mann von umfassender volkswirtschaftlicher Bildung ist, der die einschlägige Literatur beherrscht und imstande ist, den Weizen von der Spreu zu scheiden, daß er aber auch mit dem praktischen Leben in enger Fühlung steht und gerade den Stoff auszuwählen und in Beziehung zu setzen weiß, der für den Leserkreis, dem das Buch gewidmet ist, Bedeutung hat und sein Interesse erweckt. Es gehört endlich ein gewisses pädagogisches Geschick dazu, die einzelnen Aufsätze nach ihrem inneren Zusammenhang in eine Art von System zu bringen, nach historischen oder logischen Gesichtspunkten zu ordnen, damit der Leser — so verschieden auch die einzelnen Aufsätze einer Gruppe dem Inhalte nach sein mögen — eine Übersicht über die ganze Materie erhält. Wenn man von dem Mollatschen Buche in jeder der gekennzeichneten Richtungen sagen kann, daß es seiner Aufgabe gerecht geworden ist, so ist das das größte Lob, das man ihm erteilen kann. Und in der Tat, es ist ein prächtiges Werk.“

Dr. Roeder-Friedenau in der „Bayerischen Staatszeitung“ vom 9. Juni 1913: „Anknüpfend an Friedrich List, hat Dr. Mollat, ein im praktischen Wirtschaftsleben stehender Mann, dem zugleich eine außergewöhnlich reiche wissenschaftliche und literarische national-ökonomische Bildung eignet, es unternommen, die Quellen dieser Bildung im Sinne Friedrich List's „zu einem Gemeingut aller Gebildeten in der Nation“ zu machen. Und man muß ihm die Anerkennung zollen, daß er diese schwierige Aufgabe glänzend gelöst hat.“

Prof. Dr. Schumpeter-Graz im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“, 36. Bd., 1913, S. 240: „Mollats Quellenbuch ist für seinen Zweck ganz vorzüglich.“